

Leseprobe aus:

William H. Gass

Der Tunnel



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

*Anaxagoras sagte zu einem Mann, der sich grämte,
weil er in einem fremden Lande im Sterben lag:
«Der Abstieg zur Hölle ist von überall her gleich.»*

DER TUNNEL

*Was ich dir zu sagen habe, ist so lang wie das Leben,
aber ich werde mich beeilen wie jenes, und eh du dich's versiehst,
sind wir beide vergangen.*

LEBEN IM STUHL

Anfangs hatte ich die Absicht, eine Einleitung zu meinem Werk über die Deutschen zu schreiben. Obwohl es in dicken Ordnern neben mir liegt, weiß ich, dass ich es nicht kann. Stattdessen beherrschen mich nun Ausgänge ... lauter Fluchtwege.

Die Verlegenheit nötigt mir ein Lächeln ab. Eigentlich wollte ich

meinen Gegnern mein Mitgefühl aussprechen. Hier in meiner Einleitung, die ich wie einen Triumphbogen über mir errichten wollte, gedachte ich mir selbst einen Kranz aufzusetzen. Aber jedes Mal, wenn ich die Feder ansetzte, kehrte sie sich zur Seite und gegen mich.

Während ich mir die Seiten meines Manuskripts ansehe oder die Bücherwände meines Arbeitszimmers anstarre, wird mir klar, dass ich abermals versuchen muss, dieses Gefängnis meines Lebens in Worte zu fassen.

Es wäre eine schlichte Zeremonie geworden: ein Kranz zu Ehren des Todes und meines Erfolges – die Verteidigung meiner Hypothese über Deutschland.

Wen hatte ich denn im Sinn, als ich mein Buch schrieb, wenn nicht die Welt? ... die Welt! ... die Welt ... die Welt ist William, wie er sich vor einer Wette drückt; sie ist Olive, wie sie einer Gans den Balg zunäht; sie ist Reynolds, wie er auf der Treppe des Verbindungshauses Rosie vergewaltigt; sie ist ein leiser Hauch, ein öder Nachmittag, ein angewiderter Ausruf. Und als ich schrieb, hatte ich da im Sinn, Ansehen zu gewinnen, wie gewöhnlich behauptet wird? Oder nach langem Zuwarten und kräftigem Zügeln meines Temperaments Rache zu üben? Aufzusteigen, mich wie ein losgemachter Ballon über die anderen zu erheben? Oder geschah es aus schwach ausgeprägter Selbstachtung? Aus schierem Bammel, aus irgendeiner fernen Kindheitsangst oder unlängst empfundenen Scham heraus? ... die Welt ... die Welt, ach. Sie ist Alice, wie sie ihren Tampon in den Müll wirft.

Begonnen habe ich, das weiß ich noch, weil ich das Gefühl hatte, ich müsste. Ich hatte in meiner Laufbahn jene bescheidene Höhe, jene sanfte Erhebung erreicht, von der aus ich im Leerlauf reibungslos in den Stillstand hätte gleiten können. Jetzt frage ich mich, wieso eigentlich nicht. Wieso nicht? Doch damals trieb mich die Pflicht vorwärts wie einen Soldaten. Ich befand, es sei Zeit für «das Große Buch», das lange Zeugnis meines Geistes, das ich meinen wiederholten Träumen zufolge haben musste: eine Pyramide, eine Säule,

hoch genug, um den Himmel zufriedenzustellen. Die Pflicht trieb mich an, wie sie Männer in die Ehe treibt. Man erwartet Zeugung von uns, und in jenen Tagen der kräftigen Männer mit Helmen war die Saat gewiss und brauchte nur den Wind als Schoß oder irgendeinen Schlitz; doch was entsprang diesen Schützenlöchern, die wir mit unseren Fäusten fickten, anderes als unser eigenes verängstigtes Selbst? Und das mit einem Entsetzensschrei. Auch das – auch das wurde erwartet; sogar von schlaffen, entmännlichten Männern wie mir. Und jetzt, während ich immer noch in diesem Stuhl sitze, immer noch schreibe, Lettern wie Reißzwecken in die Seite hämmere, spreche ohne ein geneigtes Ohr, wessen Auge hoffe ich da auf mich zu ziehen, zu bezaubern und mit Tränen und Verständnis zu erfüllen, wenn nicht mein eigenes, mein eigenes gewöhnliches, unversöhnliches und gefühlloses Auge? ... mein Auge. Und so umkreisen mich Sätze wie eine Spielzeugeisenbahn. Was, wenn nicht das, was ich gesagt habe, hätte ich denn über den *boche*, über Bigotterie, Barbarei, Blutgier und Bach sagen können, das nicht schon ebenso oft gesagt worden ist, wie ich meinen Traum vom Ruhm träumte? Was hätte ich erklären können, wo keine Vernunft existiert und keine Ursache hinreicht; welchen knusprig verbrannten Körper zum Schinken umdeuten können, wenn ich nicht die Richtung eingeschlagen hätte, die ich eingeschlagen habe?

Und letzte Nacht, bei fest geschlossenen Lidern, fuhr ich fort zu sehen, als wäre ich ein offenes Fenster. Voller Wind. Ich lag nicht in friedlicher Dunkelheit, jener Dunkelheit, die ich ersehnte, jenem Frieden, den ich brauchte. Mein ganzer Kopf war von Geräuschen erleuchtet, doch hätte kein sonntäglicher Park einsamer sein können: weggeworfene Gedanken, wie Abfall dem Wind überlassen und verweht. Da waren lange Straßen voller Schritte, Laubgeflatter ohne Laub oder Baum, Gebell, das ohne Widerhall blieb.

Meine Hypothese ... Mein Wort ... Meine Welt ... Mein Deutschland ...

Natürlich ist, obwohl mein Name darauf schließen lässt, dass ir-

gendein ferner Vorfahr zweifellos aus dieser Richtung kam, nichts wirklich Deutsches an mir, denn mir gehen unbestritten mindestens drei Generationen von Amerikanern voraus. Meine Frau, eine heraldisch reich bestückte Muhlenberg, die Abstammungslinien und Blutsbanden – diesem ganzen Blendwerk – sehr viel stärker zugetan ist, als ich es je über mich bringen konnte, hat bereits fünf Schichten ihrer Ahnen durchtunnelt und zu ihrem anhaltenden Triumph und Entzücken festgestellt, dass auch die tiefste Schicht, die – freilich nur spatentief – unter der Sohle des neunzehnten Jahrhunderts liegt, noch auf amerikanischer Scholle ruht. So legen mein Name sowie der Umstand, dass ich fließend Deutsch spreche und viele Jahre in diesem beispielhaften Land verbracht habe (obwohl nichts wirklich Deutsches an mir ist), das deutsche Volk als Thema nahe. Zum ersten Mal war ich als Student Mitte der Dreißiger dort, und ich muss bekennen, dass ich mich in die Parteikämpfe dieser bewegten und bewegenden Zeiten hineinziehen ließ; doch mein zweiter Besuch erfolgte ironischerweise als Soldat hinter den Geschützen der First Army, und fast unmittelbar danach trat ich meinen Dienst als Sachverständiger für «dirty Fascist things» bei den Nürnberger Prozessen an. Eingangs der Fünfziger schließlich kaufte ich mich mit meinen vierzehnhundert Francs Ruhm – um das Diktum des französischen Rezensenten zu meinen Gunsten abzuwandeln – aus den Klauen des Militärs frei und durfte wieder Tourist, Lehrer und Gelehrter werden. Ja, ich hatte um diese Zeit schon einen gewissen trüben Ruf als Verfasser der Kohler-These über Naziverbrechen und deutsche Schuld, und dieser Ruf eilte mir voraus und wies mir den Weg, sodass ich auch eine bestimmte Art von Begrüßung über mich ergehen lassen musste, eine Begrüßung, die mir tiefes Unbehagen bereitete, denn man empfing und behandelte mich als Gleichen; das heißt als Deutschen, der schon immer Deutscher gewesen und daher Flüchtling war: Ich hieß schließlich William Frederick Kohler, oder etwa nicht? War ich nicht dick und blond, mit einer strahlend schönen, blonden Frau und einer Horde robuster Kinder, die furchtbar gern – Himmel hilf! – in kurzen Ho-

sen wanderten? Warum also nicht? ... nein, da gab es kein Vertun, ich trug den Namen und konnte die Sprache, ich entsprach der Rolle, hatte mich während des Krieges klugerweise abgesetzt und natürlich auch (obwohl es niemand laut sagte, haftete mir genau dieses elende Etikett wie ein Judenstern an) dieses bemerkenswert vernünftige, auf Frieden bedachte Buch geschrieben, und das aus ganz kurzem, zeitlichem Abstand; ein Buch, das streng war – na gut, es war streng, vielleicht war es streng –, aber auch geduldig, gerecht und maßvoll, ein im Grunde christliches Buch, erklärten, während sie mir freundlich lächelnd die Hand schüttelten, sämtliche Kommentatoren, meine Gastgeberinnen, deren Gäste, alle meine neuen Freunde (als hätte die Geschichte Fieber); ja, so maßvoll und friedliebend (legte Herr Kohler kühl und lindernd die Hand auf), so geduldig und scharfsinnig (während er selbst zu bitterer Untätigkeit verdammt war) – mit einem Heinrich-Heine-Zitat unter dem Titel wie ein Grabstein mit Grab –, dass der französische Rezensent (und es gab zunächst nur den einen) aufs Papier geiferte (er hatte eine Nase wie ein Krummdolch, und eine Brille vergrößerte seine Augen): Wer vierzehnhundert Francs für pure Schändlichkeit ausgeben wolle, der komme auf seine Kosten. Mit diesem auf Frieden bedachten, friedensstiftenden, friedliebenden Buch. Ein guter Kauf.

Ein Freund von mir besorgte die französische Übersetzung, aber ich war es, der ohne jeden Komplizen mein Englisch an das Deutsche verriet. Zu zwölf Mark verkauft es sich nach wie vor gut. Ein kürzlich eingegangener Scheck ermöglichte mir die Renovierung meines Arbeitszimmers.

Absicht dieser Einleitung war

Die folgende Einleitung gilt einem Werk über den Tod von jemandem, der sein Leben in einem Stuhl verbracht hat.

Für meinen Vater konnte ich nicht viel Liebe aufbringen, und für meine Mutter ebenso wenig. Lieben lernte ich, wie sich herausstellte, erst lange, nachdem sie Zeit dafür hatten. So gingen sie ohne dahin. Niemand von uns trauert. Seither habe ich dem Wahnsinn ein paar Schnippchen geschlagen, und jetzt hält mich das Leben fest, wie es einst auch sie festgehalten hat – mit trockener Faust. Herzen, die man so festhält, gehen irgendwann ein ... man kennt das von Bäumen. Einmal – nur ein einziges Mal – zersprang mir in diesem Griff blutig das Herz. Aber was hat das jetzt noch mit mir oder mit Deutschland zu tun?

Leben im Stuhl

Ja, ich habe zu lange darin gesessen, kein Wunder, dass es schmerzt, obwohl er dem großen Tabor höchstpersönlich gehörte, der Stuhl, den ich mir aus Deutschland habe kommen lassen. Er dreht sich reibungslos, neigt sich ohne Geräusch. Morgens hielt Tabor Vorlesungen. Seine Nachmittage gehörten Gelehrten, Staatsmännern, Schriftstellern. Mein Tag beginnt, sagte er einmal zu mir, während seine Finger auf einem Papierhang grasten, wenn ich abends hier zur Ruhe komme und aus deutschen Worten, französischem Esprit und englischem Scharfblick griechische und römische Geschichte fabriziere. Dann krakelte er sich sein berühmtes Lächeln ins Gesicht, hastig, wie ein Autogramm; aber er war alt und bereits krank, und seine Hand zitterte. Aus deutschen Worten, sagte er, nicht aber aus deutscher Befindlichkeit. Das meinte er natürlich ironisch, aber es stimmte gleichwohl: Er wachte, weil seine Nachbarn schlumerten; er spionierte ihre Träume aus; irgendwann drang er sogar in sie ein und schwang drohend ein Messer in den Alpträumen Europas. Magus Tabor. Mad Meg, wie man ihn nannte. Eines Tages sollte man von ihm sagen, er habe das Jahrzehnt getragen wie ein Diadem. Sein kahler Schädel schimmerte wie ein Waldteich. Es hat Zeiten gegeben, da war dieser Stuhl meine einzige Zuflucht, sagte er, und seine Lider schlossen sich über den hervortretenden Augen. Hinter

ihnen – in Mad Megs Kopf – war die Nacht hereingebrochen. Sehen Sie, wie gehorsam sie ist; wie rasch sie, geschichtlicher Fortune nicht unähnlich, vergeht? Die Augen noch immer hinter den Lidern verborgen, drehte er sich schwungvoll mit seinem Stuhl. So fällt es auch mir leicht, die Position zu wechseln. Er lachte mit dem Stakato eines wütenden Vogels, und ich brachte ein leises, verbindliches Schmunzeln zustande. Für ihn war es wirklich ein Traum, das alles: unser Gespräch, die Vorlesung am Vormittag, der Beifall, der sie unterbrach, und der lautstarke Tumult am Ende, die Berühmten und Mächtigen, die auf ihn warteten, während er mit einem unbedeutenden, jungen und wie geblendeten Amerikaner sprach. Diese tief verhangenen Augen erinnerten mich daran, dass wir mitten durch seinen Schlaf schwebten und ich bloß eine Geistererscheinung war, die sich verflüchtigen würde, kaum dass er in seinen kreisenden Stuhl sank – in die Vergangenheit sank – in den Tod – in die Geschichte. Das Studium der Geschichte, meine Herren

Das Studium der Geschichte

Der Saal war voll. Hunderte waren gekommen – Gedränge in den Türen, alle still. Die Köpfe der Großen entsprossen wie Blüten den Säulen an den Wänden: in aufsteigender Reihe auf einer Seite – Lessing, Herder, Hegel, Fichte, Schelling; in absteigender auf der anderen – Möser, Dilthey, Ranke, Troeltsch, Treitschke. Bei meinem ersten Mal in diesem Raum hatte ich neben der Büste von Treitschke gesessen und die Inschrift auf der darunter angebrachten Tafel gelesen:

NUR EIN STARKES HERZ, DAS DIE FREUDEN UND LEIDEN DES
VATERLANDES WIE SEINE EIGENEN EMPFINDET, VERMAG
EINER HISTORISCHEN DARSTELLUNG WAHRHAFTIGKEIT ZU
VERLEIHEN.

Ich gebe es nur ungern zu, aber es dauerte eine ganze Weile, bis mir aufging, dass auch für Mad Meg die Wahrheit das Geschenk des Historikers an die Geschichte ist.

Nein

Das ist nicht annähernd stark genug. Und meine – ja was? – meine Naivität? Meine Eitelkeit? – irgendetwas – hinderte mich daran zu begreifen, was er so oft in so deutlichen Worten schrieb – ja predigte.

Die Seitenscheibe des Wagens ließ sich nicht hochkurbeln, und Lous Gesicht sah warm aus vom kalten Wind, wie frisch geohrfeigt, von Scham gerötet oder von Liebe erhitzt. Wie ein abgelegter Handschuh fiel meine Hand in ihre, sodass bald Kaltes in Kaltem lag, dachte ich, wie eine Flasche Champagner. Kalte Hand, feuchte Scham, sagte ich. Ihre Hand glitt davon.

Zugluft kitzelte meinen Hals. Ich schustere Geschichte zusammen, rief Tabor, als er mich wiedersah, und knuffte mich mit seinen riesigen, knotigen Fäusten in die Brust. Wir begegneten uns auf einer großen Veranstaltung, einem Empfang des Kanzlers der Universität, und ich hatte mich endlich bis auf die Treppe durchgewühlt, um die Menge zu überblicken und vielleicht ein, zwei Freunde zu finden, als ich ihn mitten im Saal entdeckte, wie er unter lauter Frisuren und Schultern still vor sich hin glühte, das einzig Lebendige zwischen den Topfpflanzen und Ritterrüstungen. Auf dem eisigen Marmorboden verteilten sich Orientteppiche und ständig größer werdende Menschengruppen. Er war allein, krank. Ihn an einem solchen Ort anzutreffen erstaunte mich. Ich schustere Geschichte zusammen, wie ein Schuster Schuhe zusammenschustert, sagte er. Elender Kerl, dachte ich: Mitten in einem solchen Rummel arbeitest du an einer Vorlesung. Wenn ich nicht wäre, würde das Römische Reich – hier ballte er die Hände zu einer festen weißen Kugel – nicht einen Augenblick – ich hörte sein heiseres Lachen aus der Menge aufperlen – zusammenhalten – und seine Hände flogen, die Finger gespreizt, mit verblüffender Heftigkeit auseinander. In dieser Geste lag eine schreckliche Energie, obwohl er damals schon ein kranker alter Mann war und schwach auf den Beinen. Seine Ohren schienen auf unnatürliche Weise an seinem Kopf befestigt zu sein, und

seine Arme ragten aus den Löchern der Ärmel, als wäre das Fleisch wie Futter darin hängen geblieben. Ich schlang mir die Arme um den Oberkörper und hätte meinen Kragen hochgeschlagen, wenn ich mich getraut hätte. Die Kronleuchter spien Licht. Das Klacken unzähliger auf Hochglanz gewieneter Schuhe hallte von den Marmorfliesen wider. Dann schob sich eine aufgebrachte Frau mit gepudertem Dekolleté zwischen uns, und ich war froh, mich davontragen lassen zu können. Armer Tabor. Seine Lippen bewegten sich immer noch, als er hinter einer ordensgeschmückten preußischen Brust verschwand. Verstohlen glitten kluge Blicke die Treppe hinunter. Stimmen waren makellos frisiert. Ein feuchter Mund befreite eine Wurst von ihrem Spießchen. Lange Kleider tuschelten wie leise Lüftchen miteinander, und ich sah mehrere Rücken, die geradezu darum baten, zärtlich gebissen zu werden. Bäuche steckten unter Schärpen. Infolgedessen waren nur tadellose Haltungen zu beobachten. Seit ich Anfang der Dreißiger nach Deutschland gekommen und zum Mann geworden war, hatte ich nur wenige solcher opulenten Anlässe erlebt. Man sah so viel blitzendes Metall, so viel Schmuck, so viele Kummerbunde und Bänder, ein sanft wogendes Meer aus von Seide bewegtem Licht, dass die vergoldete Decke wie warme Luft zurückwich und zum Himmel zu werden schien. So erblickte ich ihn zum ersten Mal (oder sah ihn jedenfalls fortgehen); und ich spürte, wie das Lächeln, das ich mir über dem Kinn ins Gesicht gezogen hatte, wie ein Strich unter dem letzten Rubbeln des Radiergummis verschwand. Egal. Damals war keine Treue gefragt, sondern Unterhaltung. Schmücke aus und lüge. Schildere die Szene deinen *Quam-diu*-Freunden: Link, Hintze und Krauske – Freunde, deren Bild verblasst ist, von keiner Wärme auch nur als fahler Schemen mehr sichtbar zu machen wie Zitronensaft auf Papier. Schildere – und gestalte lebendig und komisch, voller Sprachgewalt und Abwechslung – Mad Meg im Mahlstrom.

Ich blickte in die Runde, umfasste mein Glas wie eine Brust, begann mit der Verfertigung meiner Anekdote und ließ den Wein sterben.

Mad Meg im Mahlstrom

bei, unter, inmitten von Leuten

jeder wie ein Windstoß, jeder will, dass du dich ihm zuwendest, und setzt dich mit der Unausweichlichkeit des Windes – unsichtbar – unter Druck, genau wie ach so viele hilfreiche Hände, die dich am Ellbogen sonst wo hin lotsen: Ehefrau und Geliebte in stummem Flehen; Eltern, Freunde, die zur Geltung bringen, was man einst «ihr innerstes Wesen» nennen konnte; Studenten, Kritiker, Kollegen, Fremde, die mit geblähten Backen von überallher pusten wie jene Cherubim des Windes, bis ihr Drängen und dein Nachgeben den ganzen Erdkreis ausfüllt ... außer vielleicht hier, auf diesem kleinen windstillen Blatt, wo ich – unbeeinflusst, ohne Einfluss – von niemandem angefleht, von niemandem gehört werde und mir selbst die Richtung weisen kann, wenn ich denn noch eine habe; leben kann, als ob ich ein Leben (gehabt) hätte; mit diesem leeren Papierfenster eine Welt umrahmen kann.

Ist für sich selbst zu schreiben weniger verrückt als mit sich selbst zu reden? Würde Amiel dem beipflichten? Oder Gide oder Pepys?

Heute Nacht den Schwengel zu viel getriezt; falsch. Unter deiner Würde. Schlechte Angewohnheit. Schluss damit.

Oder ist sich unter rituellen Gewissensbissen auf ausgeklügelte Weise selbst zu befriedigen besser? Schlechter?

Doch ich sollte mir Notizen machen. Ich habe das schlechte Gedächtnis meiner Mutter geerbt, ja, so wie mancher schlechte Augen

erbt, und alles zieht an mir vorbei, so wenig erinnert – und beachtet – wie Vogeldreck auf der Straße.

Sehr mild und warm. Ungefähr ein halbes Dutzend schwach leuchtender Glühwürmchen. Wir gingen bis zum Wäldchen. Als wir nach Hause kamen, war das Feuer ausgegangen. Wir aßen im Dunkeln zu Abend und gingen unmittelbar danach zu Bett. William wurde nachts davon gestört, dass es in sein Zimmer hineinregnete, denn es war eine sehr regnerische Nacht. Das Eschenlaub lag auf der Straße verstreut.

In jedem Tagebuch ist der Tod gegenwärtig. Ich habe ihn dort gefunden, wie ich so viele Worte gefunden habe, still und vergessen wie alte Schuhe, die in einem Schrank steif werden, oder von meinem Blick aufgestört wie eine Spinne in einem Werkzeugkasten, als würde ein kleines Metallstück lebendig. Gab es in meiner frühen Kindheit keinen Tag, an dem ein solches Erschrecken meine Glieder hätte auseinanderfahren lassen?

Ich nehme mein abgelegtes Leben im siebenundsechzigsten Jahr dieses katastrophalen Jahrhunderts wieder auf; einem von Unvernunft windigen und von Unsinn und sinnloser Betriebsamkeit lärmenden Jahr; einem Jahr, das wie das vergangene gut in ein Jahrzehnt passt, das in Moral versinkt wie ein Zirkus im Morast und mit Tinnef bestückt ist wie ein Rummel. Vielleicht ist es nur ein zertrampeltes Paket auf der Straße – dieses Leben, das ich wieder aufnehme – und mein Schreiben der Versuch, es verstohlen auszuwickeln.

In einem Tagebuch darf man dem Tod im schlampigsten Zustand von Halbbekleidung und Krankheit gegenüberreten, mit einer Sprache, die öffentlicher Lektüre entzogen ist, der Blick freundlich, gewöhnt an die eigenen Gebrechen und übelriechenden Leiden, fast außerstande zu kränken, unheilbar nachsichtig. Man darf schreiben, ohne dass jemand mäkelte, der Tag sei nicht nur «mild», sondern «warm» gewesen; man darf den Schluss ziehen, dass es, wenn der Regen in Wms Zimmer peitschte, in der Tat eine regnerische Nacht

gewesen sein muss; und man darf absichtslos etwas Schönes über Eschenlaub sagen, ohne zu vermerken, was man vom Unwetter gesehen oder über die Liebe im bruderlosen Bett gedacht hat, oder dass man sich im Schlaf den Arm nassgeweint, oder erkennen zu lassen, wie gut man die Bedeutung des Geschriebenen begriffen hat.

Und so wundere ich mich über mein weitgehend in einem Stuhl verbrachtes Leben genauso, wie ich mich über das tägliche Schwinden meines Kinns wundere – ohne Überraschung – ohne Frage oder Antwort –, weil die Einsamkeit anderswo unerträglich ist. Hier lässt sie sich aussitzen, wenn nicht gar durchstehen. Hier findet sie gelegentlich Erleichterung, wie ein verstopfter Darm. Hier kann man mit ihr umgehen wie mit einer Labormaus, so behutsam, dass sie nur unter dem Druck ihrer eigenen inneren Ängste quiekt. Und hier lässt sich diese Einsamkeit formen wie der erste tumbe Erdklumpen, dem ein Klaps von Gottes Hand zur Sprache verhalf. Wir traten spät unter die Lebenden, und bis Gott Zeit für uns fand, glitt schon das Eis von den Polen wie von einem unsachgemäß glasierten Kuchen. Sterne und Planeten liefen nicht mehr synchron. Unverflucht wiegte sich die Schlange auf ihrem Schwanz wie ein verzaubertes Seil. Habe ich nicht immer behauptet, unsere Rippen seien der inkriminierende Abdruck einer von Misserfolg und Erbitterung geführten Faust?

29. Februar. Mein Zimmer. Ein Tisch, vollständig bedeckt von einem Haufen Zeitschriften und Bücher: Sie sehen aus wie die sieben Kleider der La Tuda ... Sie sehen aus wie ein Mann mit Spazierstock. Sie sehen aus wie ein unordentlicher Stand am Markttag.

Ein kleiner Nachttisch ist übersät mit Medikamenten, einer halben Apotheke.

Auf einer Kommode, deren Schubladen nicht gut schließen (wie ein Mann, dessen schiefe Zähne verhindern, dass sein Mund gut schließt), liegen die beiden Bürsten, die ich besitze, und meine Schallplatten.

Der Spiegel ist schief.

Wie soll mich das retten? Wenn ich sage: Bin hinausgegangen; wenn ich sage: Habe Eichhörnchen gesehen, die einander durch die Platanen jagten (der Himmel so trocken, wie Wordsworth's Straße nass war); wenn ich schreibe: Habe die losgelösten Blätter langsam herabschweben sehen. Ein neuer Tag. Ein neuer Schmerz. Nichts zurückbehalten als eine Wortspielerei. Die von Culp stammt. Was soll's. Ein neuer Tag. Ausgebrochen. Habe Wolke beiseite geschoben, bin meiner Frau begegnet. Mit einem Gürtel würdest du viel besser aussehen, sagte sie; der Rettungsring um deine Mitte leiert deine Hosen aus. Ich erwidere mit traurigem Clownsgrinsen, dass ich an einem Übermaß an eingebildeten Torten leide. Im Haus Todeslisten gelesen. Im Keller herumgestöbert. Mich vor meinen Erinnerungen an meine Kinder gedrückt. Herumgemeckert.

Ich habe keinen Spiegel, weder einen schiefen noch sonst einen. Ein einziges runzeliges Fenster. Darüber, wie ein angerostetes Fliegengitter, eine Gardine. Meine Gedanken scheinen aus dem Kopf gezogen wie die Gedichte von Rilke. Tagebuch meines anderen Ich, wollte er sein Buch einmal nennen. Tagebuch meines anderen Buches. Wie wäre das als Titel? Hinausgegangen. Krankenhäuser gesehen. Ich gesehen. Und wenn ich schrie, würde Rilke mich hören oder einer seiner Engel? Ich habe einmal hart an ihm gearbeitet, und zwar nur zum Vergnügen, so wie ich heute noch manchmal im Garten arbeite oder stornierte Schecks sortiere. Daran denken, Milch zu kaufen. Auf meinem Schreibtisch steht eine Lampe, deren Sockel ein Messingbildnis von Jesus als tyrannischem Knaben zeigt. In Deutschland gestohlen. In Unterwäsche eingewickelt. Per Überseekoffer transportiert.

Was wirst du tun, Gott, wenn ich sterbe?

Ich bin dein Krug (wenn ich zerscherbe?)

Ich bin dein Trank (wenn ich verderbe?)

Bin dein Gewand und dein Gewerbe,

mit mir verlierst du deinen Sinn.